

Thomas Link

Gewalt und Gesellschaft. Dimensionen der Gewalt in ur- und frühgeschichtlicher Zeit

Bericht zur Tagung vom 14.–16. März 2013 in Würzburg

Unter dem Titel »Gewalt und Gesellschaft. Dimensionen der Gewalt in ur- und frühgeschichtlicher Zeit« fand vom 14. bis 16. März 2013 eine internationale Tagung an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg statt. Die Veranstalter Heidi Peter-Röcher und Thomas Link (Professur und Lehrstuhl für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie) konnten rund 130 Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Toscanasaal der Würzburger Residenz willkommen heißen. Ermöglicht wurde die Veranstaltung durch eine Förderung der *VolkswagenStiftung*.

Im Fokus der Tagung standen verschiedene Formen der Gewalt in ihrer Bindung an soziale Strukturen von der Steinzeit bis in das Frühe Mittelalter. Die Beiträge sollten nicht auf das Thema »Krieg« beschränkt bleiben, das auch bereits Gegenstand einiger anderer Symposien war, sondern vielmehr versuchen, unterschiedliche Gewaltformen und -ebenen in ihrem gesellschaftlichen und kulturgeschichtlichen Kontext zu differenzieren. Da die meisten bisherigen Untersuchungen zu Gewalt und Krieg auf einzelne Epochen bezogen sind, war ein Ziel der Tagung, eine diachrone Betrachtungsweise anzuregen. Ein weiteres Hauptanliegen war die Förderung des Dialogs zwischen Archäologie und Anthropologie.

Die insgesamt 30 Vorträge waren thematisch bzw. zeitlich gegliedert. Den Auftakt machten fünf einführende Grundsatzreferate aus den Bereichen Archäologie, Anthropologie und Archäozoologie. Die folgenden epochenspezifischen Beiträge waren nicht, wie sonst zumeist üblich, chronologisch von alt nach jung geordnet, sondern führten vom Frühmittelalter zurück bis ins Meso- und Paläolithikum. Hintergrund dieser »umgekehrten« Abfolge war die Strategie, sich vom besser Bekannten zum Unbekannten voranzutasten. Ein erfreulicher Nebeneffekt war, dass der bei vielen Tagungen zu beobachtende Exodus der »Urgeschichtler« mit Auftreten erster historischer Bezüge im Vortragsprogramm wirkungsvoll verhindert werden konnte. Inhaltlich machte das Zurückschreiten durch die Zeit von Epochen mit schriftlichen Quellen ins »Dunkel der Vorgeschichte« zum einen nochmals deutlich, dass die Ansatzpunkte zum Verständnis der gesellschaftlichen Hintergründe von Gewaltereignissen in prähistorischen Kontexten noch viel problematischer sind als in jüngeren Zeiten. Zum anderen wurde dabei aber auch erkennbar, wie sehr die Deutung vorgeschichtlicher Befunde durch die (vermeintlich?) besser bekannten frühgeschichtlichen und historischen Quellen vorgeprägt ist.

In seinem einführenden Vortrag stellte Ulrich Veit die Frage »Wie reden Archäolog/inn/en über Gewalt?« und lenkte damit den Blick auf die Deutungsmuster von vergangener Gewalt in der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion. Die kulturgeschichtliche Betrachtung von Gewalt in der Vergangenheit dient nicht zuletzt dazu, Interpretationen zu entwickeln, die im öffentlichen Diskurs zum Umgang mit Gewalt in der gegenwärtigen Gesellschaft aufgegriffen werden können. Die Archäologie muss sich dabei aber stets der Wirkmächtigkeit der von ihr kreierten Narrative bewusst sein. Veit unterschied mehrere Modi des Erzählens von Gewalt, zu deren Verdeutlichung er das bekannte Beispiel der schnurkeramischen Gräber von Eulau einer kritischen Betrachtung unterzog. Dabei kam er zu dem Schluss, dass hier verschiedene Erzählungsmodi miteinander zu einer emotionalisierenden Deutung verwoben würden, an deren Ende die völlige Aufgabe der wissenschaftlichen Distanz stehe. Die emotionale Einbeziehung des Lesers, so kann hinzugefügt werden, dient offensichtlich dazu, dem Narrativ eine nicht anfechtbare Autorität und damit mehr Gewicht im öffentlichen Diskurs zu verleihen – ein gerade bei populärwissenschaftlichen Darstellungen immer wieder gerne und erfolgreich angewandter stilistischer Kunstgriff. Wie ambivalent die Interpretation eines Befundes ausfallen kann und wie sehr das konstruierte Narrativ von der Person des Erzählers und seinem zeitgeschichtlichen Umfeld abhängt, wurde im Verlauf der Tagung unter anderem auch beim Vortrag von Helga Vogel am Beispiel der »Gefolgschaftsbestattungen« in den Königsgräbern von Ur deutlich, deren Deutung sich im Laufe der Forschungsgeschichte von der Totenfolge aus Treue zu einem »guten Fürsten« hin zu Opfern eines despotischen Gewaltherrschers wandelte.

Heidi Peter-Röcher führte aus, dass Gewalt in verschiedenen, kulturspezifischen Ausprägungen auftritt und nicht pauschal als Folge kriegerischer Auseinandersetzungen aufgefasst werden darf. Gewaltsame Konflikte in nichthierarchischen Gruppen seien mit dem Fehlen einer festen Kommandostruktur, freiwilliger Teilnahme aus persönlichen Beweggründen, regulierten Formen der Gewalt und oft mit ritualisiertem Kampfgeschehen verbunden. Die Auseinandersetzungen zielten nicht auf territoriale Eroberungen oder die Vernichtung des Feindes ab. Gewaltsame Konflikte in nicht hierarchischen Gesellschaften klassifiziert Peter-Röcher als »Fehde«, die ersten »Kriege« bringt sie dagegen erst mit dem Auftreten hierarchischer Herrschaftsstrukturen ab der Späten Bronzezeit in Zusammenhang. Die Gegenüberstellung mit dem Beitrag von Michael Kunst machte erstmals grundlegende Differenzen bei der Definition des Begriffes »Krieg« deutlich – ein Problem, das im Verlauf der Tagung noch mehrfach thematisiert wurde. Kunst vertrat eine wesentlich weiter gefasste Definition von Krieg als »Gruppenaggression, die Tötung mit einschließt, mit der Absicht, die Machtposition einer anderen Gruppe zu übernehmen«. Er kam zu dem Schluss, dass die Ausübung kriegerischer Gewalt ein evolutionäres Erbe des Menschen darstelle, das auch bereits bei Primaten zu beobachten sei.

Joachim Wahl schilderte den Weg der anthropologischen Auswertung vom Traumbefund über die Rekonstruktion der Traumatisierungsaktion und der Täter-Opfer-Geometrie bis zur kulturgeschichtlichen Deutung. Nicht zuletzt wurde deutlich, dass die Aussagemöglichkeiten mit fortschreitender Interpretationsebene zwangsläufig zunehmend spekulativ werden bzw. auf Plausibilitätsüberlegungen basieren, was Wahl sehr anschaulich als eine zunehmende Annäherung an den »roten Bereich« illustrierte. Dass nicht nur die Anthropologie, sondern auch die Zoologie einige bislang noch nicht

systematisch erschlossene Quellen zum Thema Gewalt beizutragen hat, zeigte Wolf-Rüdiger Teegen, denn auch Gewalt gegen Haustiere unterliegt mitunter kulturspezifischen Mustern und vermag damit Einblicke in einen speziellen Aspekt des gesellschaftlichen Umgangs mit Gewalt zu geben.

Der reichhaltigen Quellengattung frühmittelalterlicher Gräberfelder widmeten sich Eva Stauch und Christian Meyer. Während Stauch altersabhängige Veränderungen der gesellschaftlichen Rolle anhand der Grabbeigaben plausibel machen konnte, blieb die Korrelation von Alters- und Geschlechtsgruppen mit unterschiedlichen Häufigkeiten und Formen von Gewalt eher schwach. Meyer stellte eine Konzentration scharfer Gewalt bei mit Schwertern ausgestatteten Männern fest, die er als Beleg für die reale kriegerische Rolle der gesellschaftlichen Klasse der Schwerträger deutete. In der Diskussion beider Beiträge wurde unter anderem deutlich, wie problematisch die Deutung so genannter »Parierfrakturen« ist: Während Stauch eine leichte Häufung bei höheren Altersklassen als Beleg für Gewalt gegen ältere Menschen interpretierte, verwies Meyer darauf, dass Unterarmfrakturen häufig durch Stürze entstehen, die gerade bei älteren Individuen viel leichter zu Frakturen führen.

Dass archäologische Quellen und schriftliche Überlieferung auch in historischen Epochen keineswegs immer ein deckungsgleiches Bild ergeben, zeigten Roland Prien und Balázs Komoróczy. Am Beispiel von menschlichen Skeletten in Brunnen aus der Magnentiuszeit kritisierte Prien, dass die gängige Deutung derartiger Befunde als Opfer der Germaneneinfälle durch die historischen Quellen vorbestimmt sei. Das so konstruierte Narrativ reflektiere aber letztlich nur auf unkritische Weise das in den antiken Schriften aus römischer Perspektive vertretene Geschichtsbild. Der historisch überlieferten militärischen Konfrontation von Römern und »Barbaren« zur Zeit der Markomannenkriege konnte auch Komoróczy ein differenzierteres Nebeneinander beider Bevölkerungsgruppen im Umfeld der außerhalb des Limes gelegenen Befestigung Mušov-Burgstall gegenüber stellen. Fazit beider Beiträge kann nur sein, dass die Archäologie sich nicht darauf beschränken darf, historische Quellen zu veranschaulichen und zu untermauern, sondern ebendiese vermeintlichen historischen Gewissheiten kritisch hinterfragen muss.

Die Untersuchung von Waffen hat in der bronzezeitlichen Archäologie eine lange Tradition, und so näherten sich auch die meisten der Vorträge zur Bronzezeit dem Thema Gewalt aus dieser Richtung. Die Entstehung des Schwertes verfolgte Florian Klimscha in die Levante des 4. und 3. Jahrtausends v. Chr. zurück. Maßgebliche Voraussetzungen für die Entwicklung der neuen Angriffswaffe seien neben technologischen Fortschritten auch die sozialen Rahmenbedingungen und insbesondere eine neue Form des Nahkampfes. Die verzögerte Ausbreitung des Schwertes nach Europa könne damit in Zusammenhang stehen, dass dort eine entsprechend reglementierte Kampfweise erst im 2. Jahrtausend v. Chr. etabliert wurde. Dass es sich bei der überwiegenden Mehrheit der bronzezeitlichen Schwerter Europas um durchaus funktionstüchtige Waffen handelte, schloss Michael Siedlaczek aus einer überregionalen Betrachtung von Gebrauchs- und Reparaturspuren. Die symbolische und rituelle Bedeutung des Schwertes und der mit ihm verbundenen kämpferischen Handlungen standen im Mittelpunkt des Beitrags von Tobias Mörtz. Die häufigen intentionellen Beschädigungen an Waffen aus Depotfunden Nordwesteuropas erklärte er mit Opferungen, die in der Folge gewaltsamer Auseinandersetzungen stattfanden. Die bewusste Zerstörung und sakrale Entäußerung der im

Kampf eingesetzten Waffen dienten seiner Ansicht nach der Wiederaufhebung des liminalen, die Anwendung tödlicher Gewalt legitimierenden Zustands der Kämpfenden und ihrer Reintegration in den friedlichen Normalzustand der Gesellschaft. Die mit dem Schwert als prestigeträchtiger Waffe verbundenen sozialen Strukturen und insbesondere die Stellung der Schwertträger innerhalb der bronzezeitlichen Gesellschaft war Gegenstand des Vortrags von Jan-Heinrich Bunnefeld. Mittels statistischer Hochrechnungen kam er zu dem Ergebnis, dass im Nordischen Kreis der Bronzezeit vermutlich ca. 10–20% aller erwachsenen Männer im Besitz eines Schwertes gewesen seien. Daraus leitete er ab, dass das Schwert nicht das Attribut weniger herausragender Persönlichkeiten (Häuptlinge) war, sondern die gängige Waffe einer gehobenen, aber breiten Bevölkerungsschicht (»freie Männer«, Familienoberhäupter o. ä.).

Im Zusammenhang mit der Entwicklung neuer Waffentechnologien und der Herausbildung stratifizierter Gesellschaftsstrukturen ab dem 4. Jahrtausend v. Chr. verortete Svend Hansen die Entstehung des »Helden« als neuen Sozialtypus. Wesentlicher Aspekt sei der gewaltsame Tod, der es anderen, ihm nahestehenden Personen erlaube, Heldentum und ewigen Ruhm des Getöteten zu konstruieren und davon wiederum sozial zu profitieren. Hansens Vorstellung des heroisierten Toten und Peter-Röchers Auffassung der Bindung von Krieg an hierarchische Gesellschaftsstrukturen harmonisieren prinzipiell gut, jedoch setzt Peter-Röcher den entsprechenden soziokulturellen Wandel erst deutlich später im 2. Jahrtausend v. Chr. an. Dass in der Späten Bronzezeit eine professionalisierte Form der Kriegführung existierte, nahmen auch Thomas Terberger und Jörg Orschiedt für das Tollensetal an, das derzeit geradezu als Paradebeispiel für ein vorgeschichtliches Schlachtfeld gilt.

Eine diachrone Betrachtung zur Entwicklung der Gewalt im Neolithikum unternahm Jörg Petrasch. Er kam dabei aber zu dem Schluss, dass die Varianz zwischen einzelnen Fundorten größer ist, als eventuelle Veränderungen in der Zeit. Detlef Gronenborn setzte dagegen eine Vielzahl von Krisenhorizonten im Verlauf des Neolithikums voraus, die er in Zusammenhang mit klimatischen Veränderungen brachte. Umwelteinflüsse hätten dabei im Wechselspiel mit der internen Dynamik der Gesellschaft immer wieder zu gewaltsamen Konflikten geführt. Linda Fibiger und Rick Schulting stellten bei der anthropologischen (Nach-)Untersuchung von insgesamt über 2000 neolithischen Schädeln aus Mittel- und Westeuropa einen sehr hohen Anteil tödlicher Verletzungen fest. Aus dem ebenfalls überraschend hohen Anteil von verheilten Verletzungen schließen sie jedoch, dass gewaltsame Auseinandersetzungen im Neolithikum nicht primär auf die Tötung des Gegners abzielten, sondern vorwiegend in Form ritualisierter Kämpfe stattfanden. Das Überwiegen stumpfer Gewalt im Neolithikum bringt jedoch das grundsätzliche Problem mit sich, anhand der anthropologischen Befunde interpersonelle Gewalt von Verletzungen durch Unfälle, Stürze usw. zu unterscheiden, was die scheinbar exorbitant hohe Gewalthäufigkeit im Neolithikum zumindest etwas relativieren könnte.

Die vielzitierte Krise am Ende der Bandkeramik stellte einen der zentralen Diskussionspunkte im Vortragsblock zu den Steinzeiten dar. Den Forschungsstand zu dem für diese Frage so wichtigen Massengrab von Talheim fassten Joachim Wahl und Christina Jacob zusammen. Hans-Christoph Strien stellte einige neue Deutungsansätze vor, die vor allem das regionale Umfeld der Siedlung stärker mit einbeziehen. Als plausibelste Deutung für das Massaker von Talheim kristallisiert sich ein durch persönliche Mo-

tive geprägter Tathintergrund innerhalb der bandkeramischen Siedlungsgemeinschaft heraus, wogegen eine feindliche Übernahme des Siedlungsplatzes durch fremde Gruppen weitgehend ausgeschlossen werden konnte. Für das bandkeramische Grabenwerk von Schletz hielt Alexandra Krenn-Leeb an der bekannten Deutung als Massaker und Kampfschauplatz fest, leider ohne diese durch die Präsentation neuer Daten zu erhärten. Als mögliche weitere Waffe des Altneolithikums neben den Dechseln brachte Eric Biermann Keulen ins Gespräch. Verschiedene Aspekte des mutmaßlichen kriegerischen Untergangs der Bandkeramik, inzwischen geradezu ein Gemeinplatz in der Kulturgeschichte des Neolithikums, stellte Thomas Link in Frage. Auch 30 Jahre nach dessen Entdeckung könne sich das Szenario lediglich auf den Befund von Talheim stützen – zu wenig für eine derart weitreichende kulturhistorische Aussage.

Die Verbindung von Gewalt mit rituellen Handlungen ist ein in der jüngeren Latène-Zeit besonders deutlich fassbares Phänomen, wie Gerd Stegmeier zeigte. Für viele andere Epochen wird diesem Aspekt der Gewalt dagegen noch nicht genug Aufmerksamkeit zuteil. Wie einige der Vorträge zum Neolithikum zeigten, werden ähnliche Deutungsansätze aber inzwischen auch dort (wieder) verstärkt diskutiert. So stellte etwa Andrea Zeeb-Lanz ausgehend von den manipulierten Skelettresten im Erdwerk von Herxheim weitere Belege aus der Bandkeramik zusammen, die für eine zentrale Rolle der Ausübung von Gewalt in rituellen Handlungen sprächen. Die vermutlich rituelle Bedeutung intentioneller Fragmentierungen nicht nur von Menschenknochen im Altneolithikum unterstrich auch Thomas Link. Perimortale Manipulationen an Skeletten aus kupfer- und frühbronzezeitlichen Fundorten in Österreich deutete Alexandra Krenn-Leeb als Teil komplexer Bestattungsrituale. Für die Glockenbecherkultur wiesen Immo Hesse und Silke Grefen-Peters auf die Bedeutung von Skelettmanipulationen und mehrphasigen Totenbehandlungen hin. Susanne Friederich stellte an Scherbenpackungsgräbern aus Salzmünde einen ungewöhnlich hohen Anteil von Verletzungen fest und deutete sie als spezifische Bestattungsform für gewaltsam Verstorbene.

Als Indizien für gewaltsame Auseinandersetzungen werden immer wieder auch die neolithischen Erdwerke diskutiert. Detlef Gronenborn sieht in Phasen des gehäuftem Auftretens von (mutmaßlichen) Befestigungsanlagen im Verlauf des Neolithikums ein zyklisches Ansteigen des Konfliktpotentials. Linda Fibiger und Rick Schulting führten die Konzentration hunderter von Pfeilspitzen entlang des Walls von Crickley Hill als idealen Beleg für ein neolithisches Kampfeschehen an. Eingewandt wurde hierzu allerdings, dass die Fundverteilung auch als Folge mehrerer Ereignisse entstanden sein könnte. Pfeilspitzen konzentrieren sich auch im Erdwerk von Altheim im Torbereich. Wie Thomas Saile ausführte, sei zwar ein gewaltsames Ende dieser Anlage möglich, eine rein fortifikatorische Funktion der Altheimer Erdwerke aber dennoch nicht vorauszusetzen. Auch die Beispiele aus Herxheim (Andrea Zeeb-Lanz) und Salzmünde (Susanne Friederich) machten eine vielschichtige rituelle und funeräre Funktion der dortigen Erdwerke deutlich.

In der Abschlussdiskussion wurden nochmals einige grundlegende Fragen zur Definition von Gewalt und Krieg aufgegriffen. Während der anthropologische Gewaltbegriff sämtliche traumatisierenden physischen Einwirkungen umfasst, bedarf die Archäologie für die kulturhistorische Deutung einer differenzierteren Begrifflichkeit. So wurde etwa in Frage gestellt, ob Manipulationen des Körpers bei der Totenbehandlung oder die

intentionelle Fragmentierung von Knochen und Artefakten im Zuge von Ritualen überhaupt als Gewalt bezeichnet werden sollten. Problematisch scheint dabei vor allem, dass Gewalt in der Gegenwart fast immer negativ konnotiert ist, was aber bei den genannten rituellen Handlungen sicher nicht impliziert werden darf. Eine neutrale Grunddefinition könnte Gewalt als jegliche gegen die persönliche Integrität eines Anderen gerichtete Handlung verstehen. Dies schließt einerseits auch nicht physische Formen der Gewaltausübung mit ein und nimmt andererseits Handlungen wie die Fragmentation im Bestattungsritual aus, da diese trotz der physischen Zerstörung die persönliche Integrität nicht verletzen, sondern im Gegenteil womöglich sogar zu ihrer Wahrung erforderlich sind.

Kritisiert wurde auch die nach wie vor häufig anzutreffende Gleichsetzung von Gewalt und Krieg. Wie im Laufe der Tagung deutlich wurde, tritt Gewalt in vielfältiger Form auch außerhalb des Kontexts kriegerischer Handlungen in mehr oder weniger »alltäglichen« Situationen auf. Spuren von Gewalt lösen jedoch in der Archäologie immer noch geradezu reflexartig die Suche nach einer Erklärung unter den Vorzeichen »Krieg« und »Krise« aus. Der Blick sollte sich stattdessen viel mehr dem komplexen Wechselspiel von »Gewalt und Gesellschaft« zuwenden.

Die Tagung machte deutlich, dass klare Entwicklungslinien, wie etwa der von Steven Pinker in seinem 2011 erschienenen Werk »The Better Angels of our Nature. The Decline of Violence in History and its Causes« konstruierte kontinuierliche Rückgang der Gewalt im Laufe der Menschheitsgeschichte, viel zu vereinfachend sind und einer differenzierten Betrachtung der Quellen weichen müssen. Gewalt fügt sich in kein einfaches evolutives Schema, sondern ist als kulturelles Phänomen Bestandteil gesellschaftlicher Prozesse, die es genauer zu beleuchten gilt. Eine Herausforderung für die Archäologie wird es sein, ein differenzierteres Bild der Vergangenheit auch interdisziplinär zu kommunizieren und gegen die nach wie vor dominanten, auf erratischen Beispielen basierenden und daher zwangsläufig stark vereinfachenden Modelle im sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskurs zu positionieren. Gerade weil die in den Nachbardisziplinen bereits lange etablierte Auseinandersetzung mit dem Thema Gewalt immer wieder Bezug auf archäologische Fallbeispiele nimmt, sind Archäologie und Anthropologie gehalten, tragfähige Grundlagen für einen zukünftigen fundierten Dialog zu schaffen. Wie die Rückmeldungen der Tagungsteilnehmer/innen zeigen, wurde die Tagung »Gewalt und Gesellschaft« als begrüßenswerter Schritt in diese Richtung wahrgenommen. Gleichzeitig wurde aber bereits während des Würzburger Symposiums der Ruf nach einer Folgeveranstaltung in einigen Jahren laut.

Es ist geplant, die Tagungsbeiträge zunächst in gedruckter Form in der Reihe »Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie« zu veröffentlichen; zeitversetzt soll eine Online-Publikation unter open access-Bedingungen folgen.

Thomas Link

Lehrstuhl für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie, Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Residenzplatz 2, Tor A, 97070 Würzburg
thomas.link@uni-wuerzburg.de